

Was hat Jesus in den Sand geschrieben?

Man kann die Geschichte des Monotheismus auch als Mediengeschichte erzählen. Eckhard Nordhofen tut das virtuos

JAN-HEINER TÜCK

Um es vorweg zu sagen: Eckhard Nordhofen ist mit seinem Buch «Corpora. Die anarchische Kraft des Monotheismus» eine kleine Sensation gelungen. Er erzählt die Geschichte des Monotheismus als Mediengeschichte. Vom Bild über die Schrift zum Körper. Das sind die Stationen, die gelehrt, klar und in erfrischender Diktion abgeschrieben werden. Am Anfang stehen die Bilder. Sie sind die Medien des Polytheismus. Menschliche Bedürfnisse werden auf Götter projiziert. Wer den Göttern gibt, was er hat, darf erwarten, dass sie ihm geben, was er noch nicht hat, aber gerne hätte.

Diesen Funktionalismus tadelt Nordhofen und hebt sich so von Stimmen ab, die dem Polytheismus, wie Jan Assmann, eine interkulturelle Verständigungsleistung zusprechen: Dass Namen und Funktionen der Götter von einem Pantheon ins andere übersetzbar sind, sei die Grundlage von länder- und kulturübergreifenden Verträgen gewesen, so Assmann; der biblische Monotheismus, stelle dies durch die Unterscheidung zwischen dem einen wahren Gott und den vielen falschen Göttern infrage. Ohne das zu bestreiten, sieht Nordhofen in der Götzenkritik der Propheten den genuin biblischen Beitrag zur Aufklärung.

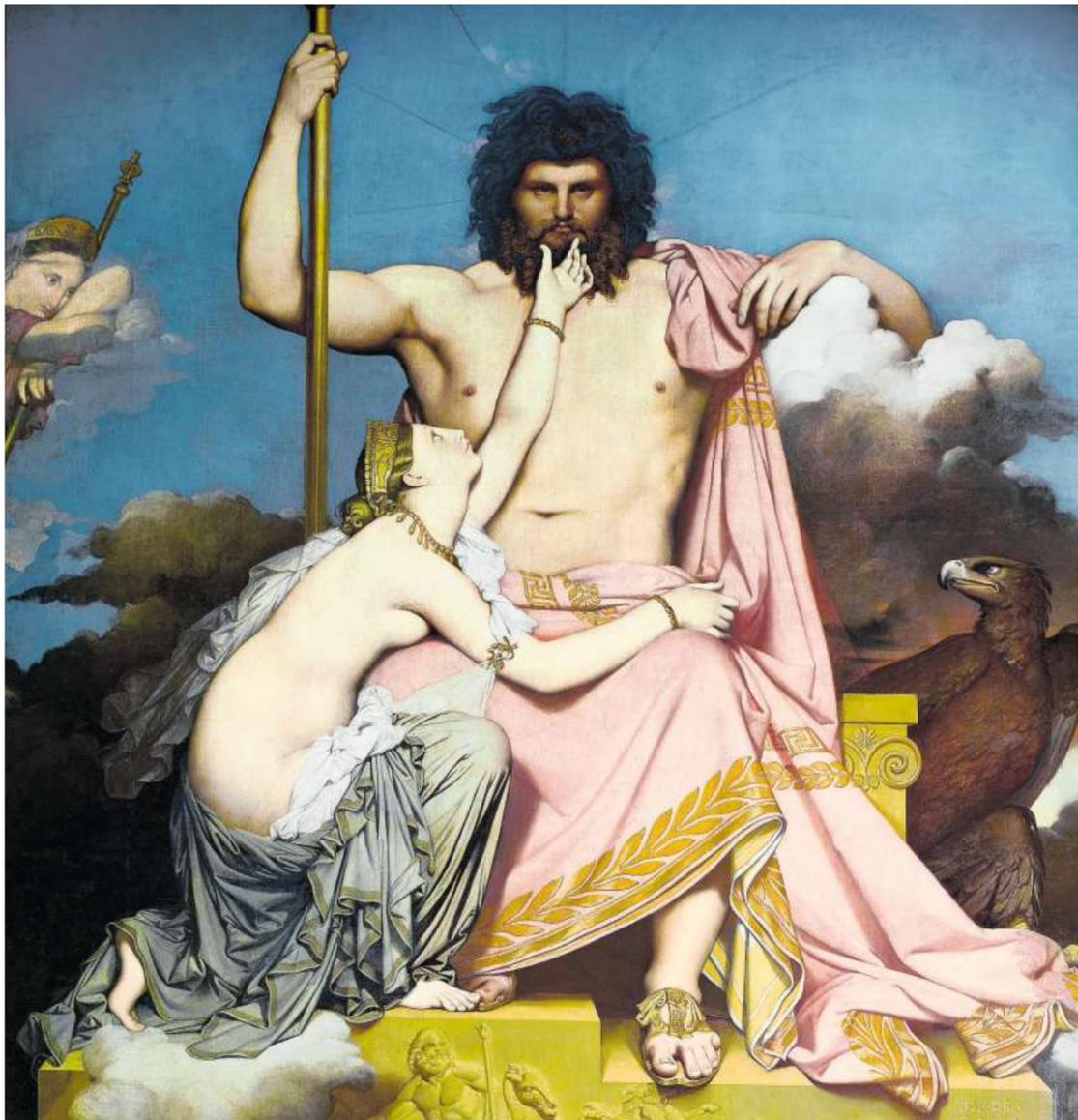
Er betont zunächst die Ambivalenz der Götterbilder. Ihre Sichtbarkeit ist ein Vorteil, aber Bilder und Statuen können für die Götter selbst gehalten werden. Das ist ihr Nachteil. Diesen Mechanismus der Verwechslung von Medium und Gott nimmt die Götzenpolemik der Propheten aufs Korn. Sie spotten, dass man Götter aus Holz und Stein, die «von Menschenhand gemacht» sind, doch nicht anbeten könne.

Israels Gott ist anders

Der Gott Israels ist anders, seine Transzendenz verbietet es, sich ein Bild von ihm zu machen oder sich seiner zu bemächtigen. Wenn er nahe kommt, bleibt er ungreifbar. Darin liegt seine anarchische Kraft. Alteritätssignale zeigen seine Gegenwart an: der brennende Dornbusch, der nicht verbrennt. Um jede Verwechslung mit der Welt der Geschöpfe auszuschliessen, kommt es im strengen Monotheismus, der erst im babylonischen Exil durchbricht, zum Medienwechsel vom Bild zur Schrift.

Die Schrift ist ein Medium der Differenz. In der Schrift ist der Autor nicht gegenwärtig. Allerdings ist er durch die Buchstaben, die er hinterlässt, doch auch anwesend, zumindest indirekt. Das Buch Exodus erzählt, dass Gott selbst mit dem Finger die Zehn Gebote auf die Tafeln geschrieben habe. Eine unglaubliche Geschichte! Der Ewige streift auf dem Berg Sinai für einen Augenblick Zeit und Geschichte. Dann entzieht er sich wieder.

Wie aber kommt es zur Sakralisierung der Schrift ausgerechnet in Israel? Nordhofen verweist darauf, dass das



Jupiter fand sich damit ab, ein Gott unter vielen zu sein. Der Gott der Israeliten duldet keine anderen Götter neben sich. ERICH LESSING / AKG

griechische Alphabet das mündlich gesprochene Wort exakt einfängt, es kennt auch für die Vokale Buchstaben. Die hebräische Schrift hingegen besteht nur aus Konsonanten, die Vokalisierung bleibt offen. Das schafft gegenüber der Alltagssprache Distanz. Während die griechische Schrift rasch einem Prozess der Profanierung unterliegt, behält die hebräische einen «alteritären Nimbus». Dieser verstärkt sich, je mehr im Alltag aramäisch gesprochen wird. Die Schrift wird zur Heiligen Schrift.

Die Sakralisierung der Schrift hat ambivalente Folgen. Die Schriftgelehrten stehen in Gefahr, sich auf den Buchstaben des Gesetzes zu fixieren, es kommt zu einer «Schriftverehrung», die Nordhofen in Anlehnung an den Begriff der Idolatrie «Grapholatrie» nennt. Das ist heikel, weil mit der Betonung der

pharisäischen Schriftfrömmigkeit leicht Antijudaismen aufgerufen werden.

Nordhofen ist sich der Gefahr bewusst. Er deutet den Streit zwischen Jesus und den Schriftgelehrten als Medienkonflikt. Gegen die buchstabengetreue Auslegung der Tora setzt Jesus den Transfer ins Geistige, ohne die Schrift zu annullieren. Dabei kommt es zu einer neuen Unterscheidung, der zwischen innen und aussen. Die «Schriftler» legen auf das Äussere wert, die Befolgung der Gebote, Jesus hingegen komme es auf das Innere an, das Herz.

In der Geschichte von der Ehebrecherin im Johannesevangelium wird der Medienkonflikt deutlich. Die Schriftgelehrten bringen die in flagranti ergriffene Frau zu Jesus. Die Lage ist gespannt. Jesus steht in Verdacht, die Schrift zu relativieren, da seine Jünger

die Reinheitsvorschriften und Sabbatgebote nicht so beachten, wie es erwartet wird. Dieser Fall aber scheint klar zu sein: «Mose hat uns im Gesetz vorgeschrieben, solche Frauen zu steinigen – was sagst du?» Statt auf die Frage einzugehen, bückt sich Jesus und schreibt mit dem Finger in den Sand. Das ist die einzige Passage im Neuen Testament, in der Jesus von der Schrift Gebrauch macht.

Die Geste unterbricht den Mechanismus der Verurteilung. Der schreibende Finger erinnert an den Gottesfinger, der auf dem Berg Sinai die Tafeln beschrieben hat. Aber diesmal wird nicht gesagt, was geschrieben wird. Die Leerstelle ist markant. Dann folgt der berühmte Satz: «Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.» Dadurch lenkt Jesus die Aufmerksamkeit von der Beschuldigten weg auf die Schuld der Beschuldigten. Denen,

die meinen, den Gotteswillen genau zu kennen, wird klar, dass auch sie auf die Barmherzigkeit Gottes angewiesen sind.

Im letzten Teil des Buches wird der Medienwechsel von der Schrift zum Körper vertieft, der im Johannesprolog programmatisch angezeigt wird: «Und das Wort ist Fleisch geworden.» Zutreffend vermerkt Nordhofen, dass das Christentum – anders als Judentum und Islam – keine Buchreligion ist. Die Fleischwerdung des Logos steht im Zentrum. Sie soll in der Geschichte fortgesetzt und weitergegeben werden. Und hier spielt der Körper der Frommen als Medium der Gottespräsenz eine wichtige Rolle.

Das tägliche Brot

Nordhofen verdeutlicht dies an einer hochoriginellen Neudeutung des Vaterunsers. Er weist darauf hin, dass die Bitte «Unser tägliches Brot gib uns heute» nicht dem griechischen Original entspricht. Dort steht ein schwer übersetzbarer Neologismus. Es geht offensichtlich nicht um normales Brot, sondern um «überwesentliches» – wie es wörtlich heisst. Hieronymus setzt im Lateinischen «supersubstantialis». Diese Übertragung hat sich nicht durchgesetzt. Dennoch passt die Bitte um «überwesentliches», also himmlisches Brot gut ins Vaterunser, in dem zuvor die Bitte geäussert wird, dass der Wille Gottes «wie im Himmel, so auf Erden» geschehe. Es geht um die Transposition des Gotteswillens ins Leben, um einen Kommentar im Fleisch.

Das letzte Gottesmedium ist der Mensch, der sich das himmlische Brot einverleibt und sich dadurch verwandelt lässt. Er wird hineingenommen in eine Gemeinschaft, die durch ihr Leben Medium der Gottespräsenz ist und sein möchte. Die Versuchung, sich selbst mit Gott zu identifizieren, wird im Vaterunser durch die Bitte um Vergebung pariert. Sie erinnert daran, dass der Mensch vergebungsbedürftig ist und sich bei aller Nähe den Standpunkt Gottes nicht anmassen kann.

Demgegenüber wirbt Eckhard Nordhofen für eine Theologie, die ein waches Bewusstsein für die Andersartigkeit Gottes hat. Wie Gott unverfügbar ist, so ist es auch der Mensch, sein Ebenbild. Er ist mehr als die Funktionen, die er in Gesellschaft und Ökonomie erfüllen soll. Diese transfunktionale Dimension sollen Christen wachhalten, die den Leib Christi empfangen und damit selbst zum Gottesmedium werden. Das ist anspruchsvoll. Aber schon Paulus hat notiert: «Unverkennbar seid ihr ein Brief Christi, ausgefertigt durch unseren Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf Tafeln aus Stein, sondern – wie auf Tafeln – in Herzen von Fleisch.»

Eckhard Nordhofen: Corpora. Die anarchische Kraft des Monotheismus. Herder-Verlag, Freiburg im Breisgau 2018. 336 S., Fr. 51.90.

Moral braucht keinen Gott

Auch wer nicht glaubt, kann ein guter Mensch sein – das legte Denis Diderot 1774 dar. Jetzt hat Hans Magnus Enzensberger seine Argumente übersetzt

CLAUDIA MÄDER

Atheisten – das sind doch Mörder und Diebe! Anders kann es sich die Marschallin de Broglie einfach nicht denken. Menschen, die sich tugendhaft verhalten, meint die tiefreligiöse Dame, müssten zwangsläufig an Gott glauben. Denn täten sie es nicht, hätten sie keinen Grund, ihre lasterhaften Leidenschaften zu zügeln, und würden nach Herzenslust den verderblichsten Dingen frönen. Aber wie ist denn da dieser Monsieur Crudeli zu verstehen? Der Herr, der im Haus des Marschalls zu Besuch weilt, ist ein Mensch, «der an gar nichts glaubt». Doch zugleich kann er ohne jeden Zweifel belegen, dass er weder stiehlt noch tötet und sich in all seinem Tun wie ein Ehrenmann verhält.

Wir sind hier mitten in einem Dialog, den Denis Diderot im Jahr 1774 geschrieben hat – und im Zentrum einer Debatte, die das aufgeklärte Zeitalter stark beschäftigte. Mit den Publikationen des Niederländers Baruch de Spinoza war Ende des 17. Jahrhunderts die Vorstellung aufgekommen, dass es Moral auch ohne Religion geben kann und sittliches Verhalten nicht zwingend auf (der Furcht vor) göttlichen Gesetzen fussen muss. In Frankreich fand dieses Konzept emsige Verfechter – zunächst trat Pierre Bayle für die potenzielle Tugendhaftigkeit von Nichtchristen ein, später waren es die radikalen Aufklärer rund um Paul-Henri Thiry d'Holbach, die den Menschen in der Lage sahen, von sich aus beziehungsweise kraft seiner Vernunft zum Guten zu kommen.

Solche Ansichten offen zu äussern, war aber hochgefährlich: In einem System, das im Glauben an Gott den einzigen Garant für eine moralische Ordnung sah, wurden «subversive» Meinungen hart geahndet. Das zentralistische Frankreich unterhielt ein schärferes Zensurwesen als alle seine Nachbarländer; unablässig wurden Bücher verbrannt, Verleger verbannt und Autoren verhaftet – um die Mitte des 18. Jahrhunderts sollen Vertreter der Buchbranche ein Viertel aller Gefängnisinsassen gestellt haben. Auch Diderot gehörte zu ihnen: 1749 sass er wegen einer stringent materialistisch argumentierenden Schrift in Haft. Danach agierte er vorsichtig. Etliche seiner Werke behielt er in der Schublade (sie wurden erst nach seinem Tod bekannt), in der grossen «Encyclopédie» versteckte er seine kritischen Spitzen sorgfältig hinter konformen Formulierungen, und richtig Heikles erschien unter fremden Namen.

So trat denn 1777 ein gewisser Thomas Crudeli mit dem eingangs zitierten «Entretien d'un philosophe avec la Marchalle de ***» hervor. Tatsächlich war Crudeli bereits 1745 gestorben, doch das war umso besser, denn einem Toten konnte auch die Zensur nichts mehr anhaben. Für die Verteidiger der christlichen Ordnung indessen musste die kleine Schrift ans Lebendige gehen. In der Unterhaltung zwischen der gläubigen Marschallin und dem gottlosen Besucher zerpflückte Diderot nämlich nicht nur die Idee der atheistischen Amoral. Vielmehr benutzte der Philosoph den Dialog auch dazu, die naive

Frau über die blutigen Verheerungen aller Religionen und die umfassende Doppelmoral der Christen aufzuklären.

Dieses so brisante wie witzige Gespräch ist nun erstmals auf Deutsch zu lesen: Wunderbar übertragen von Hans Magnus Enzensberger, ist es bei der Friedenauer Presse in Berlin erschienen. Und wenn man sich am dozierenden Ton des weisen Herrn Crudeli zuweilen stört, muss man ihm nur schon wegen dieses Satzes alle Belegungen nachsehen: «Ich möchte, dass jeder auf seine Weise denkt, vorausgesetzt, dass er mir die meinige lässt.»

Denis Diderot: Die Unterhaltung eines Philosophen mit der Marschallin de Broglie wider und für die Religion. Aus dem Französischen übersetzt von Hans Magnus Enzensberger. Friedenauer Presse, Berlin 2018. 32 S., Fr. 19.90.